



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 29. April.

**Am Fasttage.**

Herr Du Vater aller Gnaden  
 Du mein Trost mein Heil und Licht,  
 Leite mich auf Deinen Pfaden  
 Sei Du meine Zuversicht.  
 Laß Du einst von allen Sünden  
 Mich Vergebung bei Dir finden.  
 Ach ich fühle meine Schwäche  
 Und der Fehler große Schuld,  
 Sei mir gnädig Herr und räche  
 Sie an mir nicht; Deine Huld  
 Wolle ferner mich begleiten,  
 Und als Führer treu mich leiten.  
 Zeige meiner armen Seele  
 Nur den Weg zu Deinem Thron.  
 Hilf daß sie sich nur erwähle  
 Zum Vertrauten Deinen Sohn.  
 Kette aus der Sünde Fluthen  
 Sie, und wende sie zum Guten.  
 Sei ihr nah zu allen Zeiten  
 Zeige ihr der Wahrheit Licht.  
 Lehr' sie für den Glauben streiten  
 Lieb ihr Muth wenn er gebriecht.  
 Laß im kindlichen Vertrauen  
 Sie auf Deine Gnade schauen.

Herr, Du der gerecht und weise  
 Setzt und immerdar regierst.  
 Der auf unerforschtem Gleise  
 Millionen Welten führt,  
 Führ' auch mich den Weg den Rechten  
 In des Irthums dunklen Nächten.  
 Lehre mich den Nächsten lieben  
 Sei er Freund mir oder Feind,  
 Lehr' mich achte Tugend üben,  
 Trösten wo die Schwachheit weint.  
 Laß mich mit des Geistes Garben  
 Spenden wo Verlassne darben.  
 Herr mich drücken große Sorgen  
 Komm und nimm Du sie mir ab.  
 Sei mein Heil an jedem Morgen  
 Sei mein Schutz bis an das Grab.  
 Wenn das Unglück mich betroffen  
 Lehr' mich glauben, lieben, hoffen.  
 Beten will ich, eifrig beten  
 Ewiger in meiner Noth.  
 Vater, zu Dir will ich treten  
 Wenn die Welt mich arg bedroht.  
 Vater meines Lebens Sonne  
 Du verbreitest Licht und Wonne.  
 Nimm die Reue die ich fühle  
 Guter Vater gnädig an.

Zeit' aus dieser Sünden Schwüle  
 Mich auf Deine Himmelsbahn.  
 Mache einstens mich im Sterben  
 Herr zu Deines Reiches Erben.

G....r.

## Der Seelenkauf.

Unter den Aerzten der französischen Armee in jenen Kriegsjahren, welche den Aufbau und den Fall des neuen Cäsarenthrones in Frankreich sahen, genoss der Doctor Martelin einen großen Ruf. Er galt für einen der ersten Operateurs seiner Zeit, und noch eine geraume Weile nachher tauchten in medizinischen Journalen Züge seiner ärztlichen Kühnheit und Entschlossenheit als wissenschaftliche Reminiscenzen auf. Er hatte ein trockenes gravitatisches Wesen, das dem Patienten nicht sowohl ein wohlthätiges Vertrauen, als eine bange Zuversicht einflößte, und sein starker knochiger Bau, die zähe Festigkeit seines Geistes, stellte ihn wie einen Athleten hin, immer bereit, gegen Krankheiten und Gebrechen, wie gegen reißende Thiere siegesgewärtig anzukämpfen. Im Uebrigen war er leer und kalt, und mit seinen Sonden und chirurgischen Instrumenten hatte er, so zu sagen, sich nur als ein Parteigänger der Menschheit, nicht als ihr bleibender Bundesgenosse und Mitkämpfer, bewaffnet. Auf der Erde lebte damals nur ein Mensch, den er liebte, das war Napoleon. Weshalb er ihn liebte, war schwer zu bestimmen; das Genie dieses ausgezeichneten Mannes mochte dem Verstande des Doctors imponiren, und so liebte er ihn, da er nichts Anderes zu lieben wußte, kritisch, wissenschaftlich, wie ein gelehrtes Buch, wie einen interessanten Krankheitsfall.

Doctor Martelin, von vielen Seiten gesucht, geschmeichelt, verehrt, entzog sich frostig und wortkarg allen Annäherungen, die

ihn aus seinem einsamen Gleise zu bringen drohten. Einfach in seinen Ansprüchen, fast ohne Bedürfnisse, daher auch immer im Ueberflusse, war er in dem Falle, immer nur gebraucht zu werden, nie selbst zu brauchen, und dieses behaglichstolze Bewußtsein mehrte seine Rücksichtslosigkeit für die ihn umgebende Welt. Nur da, wo das schwarze Gespenst der Krankheit an eine Thür pochte, stürzte er, ein stummer Ritter, sich schnell und uneigennützig in den Kampf, und verschwand, wenn dieser im Guten oder im Bösen entschieden war, eben so stumm als er gekommen, ohne Aeußerung einer Freude, wenn seine Wissenschaft siegte, ohne merklichen Mißmuth, wenn sie den Kürzern zog.

Zurückgezogen, ohne Angehörige und Familie, wie er da stand, schien er auch die Wahrung und Bedienung seines körperlichen Selbst mehr dem Zufalle, als einer systematischen fremden Pflege anvertraut zu haben. Zwar lebte und wohnte ein Mensch mit ihm zusammen, aber ohne die eigentlichen Funktionen eines Dieners; vielmehr stand derselbe in einem so ganz eigenthümlichen, ungewöhnlichen Verhältnisse, daß die Leute sich sehr oft den Kopf darüber zerbrachen. Dieser einzige Gefährte des Doctors war — ein in jenen Tagen des erhitzten Nationalhasses befremdlicher Fall — ein Engländer, sprach ein sehr gebrochenes Französisch, hatte einen verstörten Blick und war in seinem ganzen Wesen nichts weniger als einnehmend. Wie er eigentlich hieß, wußte Niemand; er nannte sich schlechthin John, und wer sich eine nähere Adresse von ihm ausbat, that dieß auf die Gefahr hin, grobe Worte und ein grimmiges Zähnefletschen zu ernten. John wurde einmal als Zeuge vor Gericht geladen, und er gab seine Aussage als John, und seine Unterschrift als John, und als der Richter ihn

nach seinen anderen Namen fragte, suchte er die Achseln, und meinte, so und nicht anders heiße er, und wem er als John nicht genug sei, der möge ihn lieber aus dem Spiele lassen. Kurz, mit diesem einsilbigen Namen John, der eigentlich kaum ein Name war, ging dieser Mensch trotzig und mürrisch durch das Leben, unbekümmert um alles Fremde, doch auch eben so ungerne selbst der Gegenwart fremder Aufmerksamkeit.

Zu dem Doktor stand John, wie schon bemerkt, in einem mysteriösen, unerklärlichen Verhältnisse, das sehr gemischte und verworrene Unterlagen zu haben schien. Er bezog von demselben ein ansehnliches Taschengeld, das mit den wenigen Dienstverrichtungen, zu denen er sich bequemte, gar keinen Vergleich aushielt. Sein Benehmen gegen den Doktor war bald ungebundene Vertraulichkeit, die einer vollkommenen Freiheit gleich sah, bald aber wiederum eine mehr als knechtische, grenzenlose, physische wie moralische Unterwürfigkeit, aus welcher sich eben so sehr eine blinde Liebe und Unhänglichkeit, als auf der anderen Seite die stumme Wuth und der tiefe, wenn auch thatenscheue Haß des Sklaven erzeugte.

Den Grund dieses, theils harmlosen und unbefangenen, theils beängstigenden und unheimlichen Zusammenlebens zweier so bizarren Persönlichkeiten vermochte Niemand zu enträtheln. Erst eine spätere, nicht minder seltsame Catastrophe gab Licht hierüber. Um aber dem Gange der Erzählung vorzugreifen, können wir diese Wendung der Dinge nicht abwarten, sondern müssen schon jetzt auf frühere Anlässe zurückgehen, aus welchen sich jenes Verhältniß entspann.

In früheren Jahren unternahm Doktor Martelin ansehnliche Reisen. Wie alle forschenden jungen Geister, bevor sie ihren Er-

fahrungen eine bestimmte und übereinstimmende Gewalt abgewonnen, und das Resultat ihres Wissens in ein Ganzes gebracht haben, mit Begierde einzelne Eindrücke und Züge auflesen und an einander reihen, so jagte auch er in der Nähe und Ferne solchen Bruchstücken nach, und legte sie, zu gelegentlicher Anwendung, in sein kritisches Herbarium. In London hielt er sich am längsten auf. Der geräuschlose und doch beharrliche kaufmännisch gewissenhafte Gang, den die Wissenschaft in England verfolgt, zog sein verschlossenes Gemüth stärker an, als der laute, dröhnende Triumphmarsch, womit sie in Frankreich jede Station ihre Entdeckungstreifen begrüßt. Dort barg er sich nun mit dünkelsüchtigem Behagen in der Nebel- und Kohlenatmosphäre der Hauptstadt Albion's, grübelte und forschte und saugte sich voll an geschriebenen und lebendem Wissen. Ein leidenschaftlicher Anatom, zog er, wie ein Rabe, der Witterung von Leichen nach, auf offenem Schlachtfelde, wie unter Galgen und Hochgericht. Wo immer nur der strenge Buchstabe des englischen Gesetzes einem Mörder oder Gauner die Kehle zuschnürte, da hatte Doktor Martelin sicher durch Kauf Beschlag auf die irdische Hülle des armen Sünders gelegt, und mit Sonde und Messer vertiefte er sich unablässig in das wunderbarlich labyrinthische menschliche Nervengeflechte.

Da die Leichname geduldiger gegen seine blutigen Untersuchungen waren, als die lebenden und athmenden Menschen, so waren ihm Erstere lieber geworden, als diese, und die Ueberraschung, die ihm wiederfuhr, als einst der Körper eines stümperhaft Gehenkten unter seinen Händen plötzlich wieder lebendig wurde, war wohl mehr ironischer, als freudiger Art. Der arme Teufel, dem nach ausgestandener gefesselter Tödtung diese un-

erwartete Wiedergeburt auf dem anatomischen Tische des Doktors wiederfuhr, war ein wiederholt betretener Deserteur.

Der Doktor hatte zum Glück noch nicht zu schneiden angefangen, als er noch einige Lebensthätigkeit in dem Körper des Unglücklichen verspürte. Fast besann er sich erst, ob er den vielversprechenden Leichnam wieder in einen, für seine Zwecke nutzlosen Menschen verwandeln sollte. Indes einiges wissenschaftliche Interesse ließ sich auch von einer solchen Wiederbelebung versprechen. Er begann also den Scheintodten so kräftig zu frottiren, daß ein Lebendiger unter solchen Manipulationen leich ein Scheintodter hätte werden können. Indes der Delinquent erfreute sich einer starken Natur, und nach einer verhältnißmäßig kurzen Frist kehrten Leben und Besinnung wieder zurück. Er richtete sich auf, rieb sich die Augen wie ein Schlaftrunkener, und glogte dann den Doktor seltsam an. Der wüste Traum des Erwürgens lastete ihm noch auf Leib und Seele. Der Doktor kam diesem Zustande des Halb- lebens mit einigen kräftigen Mitteln zu Hülfe, und bald stand der Gehängte in der Person eines baumwollenen Kerls ihm gegenüber, vollkommen seiner Sinne bewußt und kerngesund, als wäre gar nichts mit ihm vorgegangen.

Als ihm sein Zustand klar wurde, fiel er dem Doktor stumm zu Füßen, als erwarte er erst von demselben die Erlaubniß, ob er leben dürfe. Es gewährte einen frappanten Anblick; ein Mensch, noch immer einem Leichnam ähnlich in Farbe und Ausdruck, in der wilden, zerrissenen Toilette der schrecklichsten aller Todesarten, mit der Schlinge noch um den Hals, die man ihm abzunehmen vergessen hatte.

„Wie heißest Du?“ fragte ihn der Doktor kalt und theilnahmlos.

„John Kockering, Deserteur; es war nicht so böse gemeint, ich dachte nicht, daß es so schlimm kommen sollte,“ stammelte der erstandene Todte.

„Schon gut, John,“ — fuhr der Doktor fort — Nimm Deinen Kopf zusammen, und höre mich aufmerksam an. In welcher Weise Du noch athmest und lebst, kann Dir kein Zweifel sein. Du bist, so lange ich es nicht gestatte, kein Mensch, sondern ein Leichnam, abgefallen vom schmähhlichen Holze, ausgegraben unter dem Hochgerichte, nur künstlich von mir belebt, und nur so lange ich es zu Frieden bin. Du hast keinen Namen mehr, denn Dein Name steht im Todten-Verzeichnisse; ein Todtenschein ist Dein Paß; Gesetz, Welt und Menschheit protestiren gegen Dein Dasein, Du selbst mußt es ignoriren, noch auf Erden zu sein. Du heißest nicht John Kockering; Dein Name ist verscharrt in ver wünschtem Sande. John sollst Du hinfort heißen, diesen Namen will ich Dir noch gönnen, ich, Dein zweiter Schöpfer. Merke wohl auf, John. Ich habe mit den Menschen nie etwas zu thun haben wollen, noch Dank von ihnen gewollt. Mit Dir, der Du kein Mensch mehr, sondern nur ein Leichnam, ein Schatten bist, ohne Namen und menschliche Geltung, hoffe ich mich besser zu vertragen. Ich nehme Dich in meinen Dienst, John, und werde Dich schützen. Morgen verlassen wir mit einander England. Du sollst gute Tage bei mir haben, nie Unbilliges und Schweres von mir zugemuthet bekommen, Dich nie über Härte und Tyrannei beklagen können. Aber Eins habe immer vor Augen. Dein Leben ist nur ein Hauch, den ich fesselte, und den ich, wenn Du mich dazu zwängest, auch den Lüften wieder Preis

geben kann. Sieh', noch hängt die fürchterliche Schlinge an Deinem Halse, John. Ich nehme sie Dir ab, aber ich hebe sie auf. Bedenke wohl, daß, wenn Du durch Deine Schuld, durch Widerspenstigkeit und Schlechtigkeit mich dazu zwingst, ich Dir jeden Augenblick die Schlinge, von welcher ich Dich befreite, zurückgeben, Dich wieder in den Leichnam verwandeln kann, als welchen ich Dich kaufte und empfing. Erkennst Du diese Verbindung an, und bist Du damit zufrieden, so schlage ein, Du sollst, so lange Du nicht muthwillig Dich selbst zu Grunde richtest, diese Stunde nicht zu bereuen haben."

"Sir," sagte der arme Bursche, Sie haben sich mir barmherzig erwiesen. Mein Leben ist Ihr Geschöpf und Eigenthum, ich trage es von Ihnen nur zu Lehen. Sie werden Ihre Macht nicht mißbrauchen, und somit bin ich der Ihrige mit Leib und Seele.

Der Lebende und der Todte reichten einander die Hand und der seltsame Vertrag war geschlossen.

(Fortsetzung folgt)

## Die Veteranenfamilie.

(Fortsetzung.)

Josephinchen fing bei dem Rufe ihres Vaters an zu zittern, und ihrer Hand entfielen die Kupfermünzen. Der Knabe drängte sich hervor, seinen kaiserlichen Kunden anschauend; der Invalide lag zu Boden und schien zu weinen; — so war die Gruppe, als Napoleon sich herabbog und zum Invaliden sagte:

"Veteran, steh' auf."

Der Invalide richtete sich in die Höhe, er wollte sprechen sein Herz vor dem Kaiser ausschütten, sei es aber, daß seine Gefühle ihn überwältigt hatten, oder sei es, daß er

keine Worte finden konnte, sich ihrer zu entledigen, genug, die Sprache versagte, und nur die zwei Worte:

"Sire! welche Gnade," entwandten sich seiner gepreßten Brust.

"Veteran!" entgegnete Napoleon mit vieler Freundlichkeit, „dieser Knabe und dieses Mädchen sind Deine Kinder?"

"Ja, Sire."

"Kinder eines Soldaten sind Schätze," sagte der Kaiser, und sich an die Kleinen wendend, fuhr er mit jenem huldvollen Lächeln, das stets wie ein Zauber wirkte, fort.

"Kommt näher zu eurem zweiten Vater, zu eurem Kaiser, meine Lieben."

Josephinchen trat feierlich, das Köpfchen gesenkt, vor den Kaiser hin.

"Ein schönes Mädchen," sagte Napoleon, „auch Du giebst ein Mal für einen braven Krieger einen Schatz," küßte dann die Wangen des hocherröthenden und zitternden Mädchens.

"Und Du, kleiner Meister Stiefelwischer und Lobredner," Karlchen an die andere Hand nehmend, „Du kommst in das Licé."

Die Kinder ließen sich aufs Knie nieder, Worte konnten sie keine geben, jedes hatte eine Hand des Kaisers an die Brust gezogen, die sie abwechselnd mit Küßen und Thränen benetzten.

Das Einfache und Prunklose, das diese ganze Handlung umgab, verfehlte selbst einen Eindruck auf das Gemüth Napoleons nicht, er war tief gerührt.

"Kinder," sprach er, „laßt es gut sein. — Weine nicht so viel, meine Liebe, Deine schönen Augen könnten an Schönheit verlieren. Denn siehst Du, Herr Lobredner," zu Karlchen sprechend, „ich kann schon sagen, daß Deine Schwester schön und liebenswürdig ist und es Wenige ihres Gleichen giebt."

„Dein Name, meine Liebe?“ fragte der Kaiser.

„Josephinchen,“ erwiderte sie schüchtern, Napoleon mit ihren schwarzen Augen anblickend.

„Josephinchen!“ sagte er rasch. — „Nein, dann muß ich Dich nochmals küssen; erlaubst Du mir es?“

Die Kleine hielt ihm den Mund ohne alle Antwort zum Küssen zugespitzt hin. — Napoleon neigte sich, schloß ihr Lockenköpfchen in seine Arme, und ein langer Kuß in mehreren Absätzen wurde Josephinchen oder dem Kaiser zu Theil.

„Veteran!“ sprach Napoleon zum Invaliden, „ich glaube, wir haben uns in Egypten irgendwo ein Mal gesehen und unterhalten; ist es nicht so?“

„Ja, Sire.“

„Und wenn ich nicht irre,“ fuhr Napoleon fort, „war ich als Guer Gast von dem unsterblichen Kochkünstler zu Eurer Tafel geladen.“

„Richtig, Sire,“ versetzte fröhlich der Sergeant, „auf Ihrem Geburtsfest habe ich den Schwank meiner Familie erzählt.“

„Nun,“ bemerkte der Kaiser, „eine Ehre ist die andere werth, denn damals war ich Guer Gast. Die Fleischschnittchen hätte ich nicht für Geld und Juwelen gegeben, und da unser unsterblicher Kochkünstler doch gestorben ist, so will ich Euch der Ihr noch übrig seid, ein Geschenk als Honorar dagegen machen.“

Der Kaiser drückte bei diesen Worten dem überglücklichen Veteranen eine Rolle in die Hand und verließ mit seinem Begleiter das Zimmer. Als die Familie sich von dem neuen Wunder erholt hatte, war, der Kaiser verschwunden.

„Papa,“ sagte Josephinchen, „was hat Dir der Kaiser gegeben, laß sehen?“

„Gold wird es sein,“ entgegnete der Invalide, seiner Tochter die Rolle gebend, und hundert Goldstücke rollten auf den Tisch hin. — Das Staunen Aller brach in ein Freudengeschrei und Jubel aus; „wie reich, wie unendlich reich sind wir,“ rief ein Mund nach dem andern.

## 4.

Mehre Jahre später.

Die Zeit, welche so flüchtig über unser Dasein hinstreicht und den Menschen zuweilen in seinen Gefühlen wie in seinem ganzen Wesen umschafft, hatte auch große Umwälzungen in der Familie des Veteranen hervorgebracht; — Jahre waren vorübergegangen, und mit ihnen kehrte eine neue Umgestaltung der Dinge in dem Hause des Sergeanten ein. — Josephine wurde zur blühenden Jungfrau, und Karl hatte schon als Tambour einen Feldzug mit gemacht, als durch die Bewerbung eines jungen Offiziers um die Hand der Tochter des Sergeanten abermals eine neue Veränderung in der Familie stattfand. St. Morely war der Glückliche, der die Hand eines reizenden, eines liebevollen Geschöpfes, durch die Schulen der Leiden gebildet, erhielt, und sie als seine Frau, fern aus der Umgebung ihres Vaters, in seine Heimath führte. Die Entfernung aus dem Kreise seiner Lieben, die Verlassenheit eines alten Mannes, der mit blinder Vorliebe seinem Kaiser anhing, mögen wohl nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn in einen Gemüthszustand nach und nach zu versetzen, der an eine Art von Tiefsinn gränzte und endlich zu Wahnsinn überging.

Kurz nach der Abdankung Napoleos hielt eines Tages ein Wagen vor dem Hause des ehemaligen französischen Sergeanten, aus welchem ein Herr und eine Dame stiegen, die in größter Eile sich einer der Thüren zuwandten.

Ghe übrigens der junge Mann die Thüre erreichen konnte, um sie zu öffnen, hielt ihn die Dame mit den Worten zurück:

„Julius, hier kann mein Vater wohl nicht mehr wohnen, man trommelt ja in diesem Zimmer.“

„Ja, Josephine, doch hat er hier gewohnt. Wir müssen fragen.“

Hiermit öffnete St. Morely die Thüre, aus welcher der Trommellärm kam und beide traten nun in ein Zimmer, das ihren Augen ein Gemälde darbot, welches Josephine und Morely mit Entsetzen erfüllte. Wie an den Boden geschraubt blieben Beide stehen, unvermögend, Worte zu finden, da ein Blick hinreichte, ihnen das Furchterliche der Lage zu zeigen, in welcher sich ihr Vater befand. — Vor den Augen Josephinens wurde es immer finsterner, ihre Lippen bebten, sie zitterten krampfhaft, keiner Sprache mächtig. — Das Blut der Wangen, durch ein zartes Weiß nach und nach verdrängt, schien im ganzen Körper, dessen elastische Bewegung schwand, zu stocken, mit unsicherem starren Blick sank sie in den Arm Morely's, der sie fest umschlungen an seine Brust drückte und ihr Zurücktreten zum Leben unter den heißesten Ausrufungen beschwor. — All sein Flehen und Bitten an den Sergeanten blieb unerhört. — Es wurde ihm klar, daß die frühere Melancholie des Veteranen zu Wahnsinn übergegangen, jetzt das Herz der Tochter zu brechen drohte.

Der Veteran, der nicht im entferntesten auf seine Umgebung einen Werth zu legen schien, befand sich in der Paradeuniform seines Ranges als französischer Unteroffizier, mit einer Trommel umhangen, auf welcher er falsche Takte schlug, und dazu aus aller Augenkraft einen Marsch unter Nachahmung verschiedener Instrumente, als Trompeten, Fa-

gotten, Klarinetten und Pfeifen begleitete, zuweilen auch eine Strophe dazu sang. — In dieser Weise durchwandelte er einen Kreis im Zimmer, in welchem ausgeschnittene, auf kleine viereckige Hölzchen befestigte und gemalte Soldaten aller Waffengattungen der früheren kaiserlichen Armee sich befanden, zum Parademarsch wie Sturmarsch kommandirend.

„Mein Gott! mein Gott! Theurer Vater,“ rief Morely aus, als Josephine mit Verlassung aller körperlichen wie Seelenkräfte in seinen Armen lag. — „Sergeant, Ihre Kinder, ach, haben Sie Mitleid!“

„Auf, Ehre des Vaterlands, greift zu den Waffen!“

„Tri la tom, tri la tom, tom tom,“ sang Jacques, auf seine Trommel schlagend, daß man Todte hätte erwecken können.

„Ihre Tochter, Sergeant, — Ihre Tochter will sie umarmen,“ — rief Morely, als Jacques, um den Kreis biegend, in seine Nähe kam; — „tri la tom, tom, tom,“ — sang abermals der Veteran, ohne sich stören zu lassen; flocht dann zum Schrecken Morely's Klarinettenstimmen bei, und piff den Rest der Melodie mit einer Stärke, daß sich dieser die Ohren mit den Händen zuhielt.

„Himmel! welches Glend, welcher Jammer,“ sagte Morely, indem er Josephine, die wie eine Leiche aussah, in eine Ecke des Zimmers niederlegte, trat dann auf den Sergeanten zu, in der Hoffnung, daß ein Wort oder Befehl im Namen Napoleons einige Wirkung auf den Irrsinn desselben äußern und ihn eher seinen geistigen Kräften zurückführen würde.

„Ein Offizier der Armee des Kaisers,“ trat er militärisch grüßend, vor Jacques, „Herr —“

(Beschluß folgt.)

## M i s c e l l e n .

(Ein merkwürdiger Zug ehelicher Liebe.) In der Josephstadt in Pesth ging vor Kurzem ein Mann nach einer Apotheke in die Stadt um für seine krank darniederliegende Frau, die er unterdessen im Zimmer eingesperrt hatte, ein Medikament zu holen. Unterwegs traf er einen Nachbar, der ihn bewog, zuvor mit ihm auf ein Glas Wein in's Wirthshaus zu kommen. Sie tranken indeß mehr als ein Glas, unter der Entschuldigung, daß der Frau doch nicht so viel fehle, und es mit dem Medikamente nicht eben Eile habe. Als der Wein seine Wirkung gethan, schien ihnen die Frau schon gar Nichts zu bedürfen, und man ging auf den Ball „zum Siemandel.“ Dort ging es recht lustig zu, und man tanzte bis halb sieben Uhr Morgens. Erst als aufgebrochen wurde, kam dem Manne die Apotheke wieder in den Sinn. Er fühlte die Last der schweren Verantwortlichkeit und sah im Geiste schon das schwere Geschick einer Gardinenpredigt. Glücklicher Weise kannte er sehr genau das Terrain auf dem er sich bewegte, und zog sich gut aus der Affaire. Er kaufte nämlich statt der Medizin eine Flasche Tokayer und statt der Pillen sieben Fäschingekarpfen. So gerüstet ging er wohlgemuth nach Hause. In der That wirkten diese Mittel nicht nur ganz erstaunlich auf die Gesundheit der Frau, sondern als sie den Tokayer getrunken, fand sie den Mann so liebenswürdig, daß sie ihm die nächtlichen Abenteuer vergab. Ärzten dürfte diese Geschichte bei weiblichen Krankheiten für ihre Heilmethode von Nutzen sein.

(Dreideutigkeit.) In einer Gesellschaft war kürzlich von einer Schauspielerin die Rede,

die sehr schlecht ausspreche und besonders das *d* vom *t* nicht unterscheide. „Vielleicht spricht sie darum nur um so wahrer,“ fiel ein Anwesender ein, „wenn sie statt: ich liebe treu, sagt: ich liebe drei!“

Mittel gegen Zahnschmerzen: Man nehme ohngefähr zwei Eßlöffel kalten Wassers in den Mund und setze sich dann auf einen geheizten Ofen. Sobald das Wasser im Munde zu kochen anfängt, hören die Zahnschmerzen auf.

Es ist eine neue Dampsprügelmaschine erfunden, mit der man in einer Stunde dreihundert Personen vollständig durchprügeln kann.

Man warf Einen die Treppe hinunter. Auch gut, sagte er, ich habe ohnehin hinabgehen wollen.

## T a g s - B e g e b e n h e i t .

Reichenstein. Am 19. April hat sich in dem Dorfe Follmersdorf, eine halbe Meile von hier, ein beklagenswerthes Unglück ereignet, es entstand nämlich bei dem Bauergutsbesitzer Kuschel, einem sehr wohlhabenden Landwirthe, plötzlich ein furchtbares Feuer, das nicht allein sämtliche Wirthschaftsgebäude mit bedeutenden Getreide-Vorräthen in Asche legte, sondern es kamen auch dabei 17 Kühe um's Leben, und nur mit Mühe konnten die Pferde den Flammen entrisen werden; was aber das Entsetzlichste war, auch zwei Menschen kamen dabei in den Flammen um, und zwar der Knecht und die Magd des p. Kuschel. Jedenfalls scheint eine ruchlose Hand die Frevelthat verübt zu haben.

## R ä t h s e l .

Borne rund und hinten wieder,  
Mitten drin zwei schlanke Brüder.



Diese Zeitschrift erscheint alle Wochen einmal für den vierteljährigen Pränumerationspreis von 10 Sgr. und ist durch alle Königl. Postämter für 12 Sgr. portofrei zu erhalten.